

MEGAN WHALEN TURNER  
Die Legenden von Attolia 2

Megan Whalen Turner

# Die Königin

Die Legenden von Attolia 2

Roman

Deutsch von Maike Claußnitzer

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Attolia 2. The Queen of Attolia« bei Greenwillow Books, New York.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2011  
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2000 by Megan Whalen Turner  
Published by agreement with HarperCollins Children's Books,  
a division of HarperCollins Publishers.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011  
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Redaktion: Alexander Groß

HK · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-641-10779-6

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Susan Hirschman



## Kapitel 1



Er schlief, doch das Geräusch des Schlüssels, der im Schloss gedreht wurde, weckte ihn. Der Lagerraum enthielt Winterbettwäsche, und niemand hätte sich im Hochsommer dafür interessieren sollen – schon gar nicht mitten in der Nacht. Als die Tür aufschwang, war er schon durch eine quadratische Öffnung zwischen den Steinen der Wand geschlüpft und hatte lautlos die Metallklappe geschlossen, die sie verdeckte. Er war in dem engen Tunnel, der einen Befeuerungsraum mit dem Hypokaustum eines kleineren Audienzsaals am Ende des Korridors verband. Die Klappe, durch die er gekrochen war, diente dazu, Rauch in den Lagerraum dringen zu lassen, um die Wäsche auszuräuchern. Leise schob er sich durch die Röhre bis in den offenen Bereich des Hypokaustums. Gedrungene Säulen trugen den Steinfußboden über ihm. Er hatte nicht genug Platz, um sich aufzusetzen, und so lag er auf dem Rücken und lauschte dem Dröhnen wie von Trommelschlägen, als Leute über seinem Kopf über den Boden des Audienzsaals eilten. Sie mochten auf der Suche nach ihm sein, aber er machte sich keine großen Sorgen. Er hatte sich schon früher in dem engen Raum unter den Palastböden verborgen. Seine Vorfahren hatten die Tunnel der Hypokausten als Versteck genutzt, seit die Eroberer sie vor Hunderten von Jahren gebaut hatten, um ihre neuen Gebäude zu heizen.

Lärm scholl aus dem Befeuerraum den engen Tunnel entlang: Schlurfen, Rumpeln und, wenn er die Ohren spitzte, ein Knistern. Ein Feuer wurde in der Brennkammer entzündet. Bald würden die warme Luft und, was für ihn wichtiger war, der Rauch ins Hypokaustum gefächelt werden, um den Audienzsaal zu heizen und den Gesuchten herauszutreiben. Lautlos kroch er in der pechschwarzen Dunkelheit zwischen den Ziegelsäulen hindurch zu einer Wand, in der es einen Durchlass gab, der etwas breiter war als die übrigen. Trotz der vergrößerten Öffnung war es nicht einfach für ihn, sich in den engen Luftschacht zu zwängen, und während er sich abmühte, umwaberte ihn warme, rauchige Luft. Er erinnerte sich, wie leicht es ihm gefallen war, in den Abzugsschacht zu schlüpfen, als er es das erste Mal versucht hatte. Sein Großvater, der ihn in den Palast gebracht hatte, war schon zu alt und dick für die meisten Schächte gewesen und hatte in einem Gasthaus in der Stadt warten müssen, während sein Enkel den Palast allein erkundet und alles so vorgefunden hatte, wie es ihm beschrieben worden war.

Sobald er sich im Abzugsschacht befand, zwängte er die Finger in Ritzen und stützte sich mit den Füßen ab, um bis zu der Stelle zu klettern, an der der Schacht einen Winkel bildete und in den Schornstein über dem Audienzsaal mündete. Als er den Schornstein erreichte, fluchte er stumm, obwohl mit dem, was er vorfand, zu rechnen gewesen war. Im Kamin unter ihm brannte ein Feuer. Zum Glück hatte man noch keine lodernden Flammen entfacht gehabt, als man ihn aus dem Wäscheraum verscheucht hatte. Das Feuer musste gerade erst entzündet worden sein, aber die Luft im Schornstein war rauchig und erhitze sich rasch. Da er keine andere Wahl hatte, kletterte der Dieb in den Schornstein und dann so schnell er konnte nach oben; er

verließ sich darauf, dass das Prasseln des Feuers das Scharren seiner weichen Stiefel auf den geriffelten Ziegeln der Wände über-tönen würde. Der Schornstein war viel breiter als das Abzugsrohr, und die geriffelten Ziegel dienten dazu, Schornsteinfegern das Klettern darin zu erleichtern.

Er bewegte sich weiter, bis er eine Kreuzung erreichte, an der mehrere Schornsteine sich zu einem größeren vereinigten, der zum Palastdach hinaufführte. Die Luft darin war warm und rauchgeschwängert, aber statt den Schornstein hinaufzusteigen, wandte der Dieb sich einer anderen Öffnung zu und stieg hin-ab. Er ahnte, dass die Königin auf dem Palastdach Soldaten postiert hatte, um die Schornsteine zu bewachen.

Er atmete flach und langsam und unterdrückte einen Hus-tenreiz. Jedes Geräusch konnte ihn verraten. Als er sich in dem Kamin, den er sich ausgesucht hatte, weiter hinabließ, wurde der Rauch dichter; ihm kamen die Tränen, und er verfehlte eine Stelle, an der er sich festhalten wollte, so dass er polternd bis auf einen weiter unten gelegenen Sims rutschte. Er atmete eine Lunge voll Rauch ein und bedeckte dann den Mund mit bei-den Händen, während sein Gesicht rot anlief und das Blut ihm in den Ohren rauschte. Der Atem sickerte zwischen seinen Fin-gern hervor, und er holte vorsichtiger noch einmal Luft, aber ihm brannte die Kehle, und alles drehte sich in seinem Kopf. Er atmete keuchend und mit unterdrücktem Husten ein und aus.

An dem Sims, auf dem er stand, teilte sich der Schornstein in kleinere Abzugsschächte, die in verschiedene Räume hinabführ-ten. Er schloss die Augen und lauschte, aber er hörte kein Ge-schrei, nur das gedämpfte Knistern des Feuers irgendwo unter sich. Er steckte den Kopf in einen Kamin nach dem anderen und rang mit sich, bevor er sich für einen entschied, von dem er hoffte, dass er ins Prunkgemach irgendeines ausländischen Ge-



sandten führen würde, der zu großes Ansehen genoss, als dass ihn mitten in der Nacht Soldaten hätten stören dürfen, die ein unnötiges Feuer in seinem Kamin entzünden wollten.

Der Kamin, für den der Dieb sich entschied, fiel sanft und langgestreckt vom Hauptschornstein ab. Sobald er sich von diesem entfernt hatte, war die Luft rauchfrei, und er hielt inne, um dankbar einzuatmen, bis er wieder klar im Kopf war. Als er die Biegung erreichte, von der aus der Schornstein senkrecht zur Feuerstelle abfiel, machte er Halt und stellte sich auf eine Wartezeit ein. Es deutete nichts darauf hin, dass unter ihm ein Feuer entfacht werden würde, also bestand keine unmittelbare Notwendigkeit, sofort hinabzusteigen, und er hielt es für das Beste, sich erst zu vergewissern, dass niemand unten im Zimmer auf ihn wartete. Lange war alles still; dann hörte er das Bett knarren, als ob der Mensch, der darin lag, sich im Schlaf geregt hätte.

Noch immer vorsichtig ließ der Dieb sich im Schornstein hinab, bis er sich direkt an der oberen Kante des Kamins befand. Dann stützte er sich an den Ziegeln ab und reckte den Kopf hinunter, um einen Blick in das Schlafzimmer zu werfen. Es schienen sich keine Wachsoldaten dort zu befinden, und er ließ sich lautlos auf die Steine der Feuerstelle fallen. Die Gestalt, die er ausgestreckt im Bett liegen sah, rührte sich nicht; ansonsten war das Zimmer leer. Der Dieb hockte im leeren Kamin, während er im Kopf durchging, was er über die Schlafgewohnheiten der Palastbewohner wusste. Er bezweifelte, dass es in der Nähe viele Zimmer gab, in denen die Soldaten noch kein Feuer entzündet hatten. Sie hatten den Bewohner dieses Zimmers wahrscheinlich nur nicht gestört, weil sie draußen auf dem Gang darauf warteten, dass der Gesuchte die Tür öffnen und ihnen in die Arme laufen würde.

Er hatte nicht vor, durch die Tür auf den Flur hinauszugehen. Das Schlafzimmer lag an einer Außenmauer des Palastes. Die Wand fiel steil zu einer Straße ab, die den Palast von der umliegenden Stadt trennte. Er schlich sich am Bett vorbei zum Fenster und zog die Vorhänge auf, um einen Blick hinab auf die umlaufende Straße zu werfen. Er öffnete das Fenster und spähte nach oben, um sich zu vergewissern, dass keine Wachen vom Dach herabsahen. Er bemerkte niemanden, der sich über die Brüstung gebeugt hätte, und so schwang er sich über das Fensterbrett und begann seinen Abstieg. Die Fugen zwischen den Steinen der Marmorverkleidung des Palastes waren schmal, aber breit genug für Finger und Zehen. Er war schon auf halbem Weg zum Boden, als über ihm ein Ruf ertönte. Er war gesehen worden. Der Dieb kroch seitwärts an der Wand entlang und rechnete damit, dass ihm jeden Augenblick ein Armbrustbolzen in die Schulter dringen würde, aber keiner kam. Er entsann sich, dass die Leibgarde der Königin mit Gewehren ausgerüstet war, aber es trafen ihn auch keine Kugeln. *Vielleicht benutzen sie die Feuerwaffen nicht mitten in der Nacht*, dachte der Dieb. Sie wollten womöglich die Königin nicht wecken. Das erklärte allerdings nicht, warum keine Armbrustbolzen zum Einsatz kamen, aber er konnte diesem Rätsel nicht viel Aufmerksamkeit widmen. Er hatte ein Fenster erreicht und schwang sich hinein.

Er war in einem Arbeitszimmer. Ein Großteil des Stockwerks, in dem die Steuerbeamten der Königin arbeiteten, bestand aus Schreibzimmern und Lagerräumen, von denen viele miteinander verbunden waren. Er war den Wachen im Geschoss darüber entwischt, und wenn er sich beeilte, konnte er fort sein, bevor sie die Suche neu ausgerichtet hatten. Es hatte kaum einen Zweck, sich jetzt noch zu verstecken, da sie so nahe

daran gewesen waren, ihn zu fassen. Er musste aus dem Palast entkommen und unbeschadet in die Stadt gelangen.

Im Licht der Lampen, die auf dem Korridor brannten, konnte er einen Blick auf sich werfen und zuckte zusammen. Obwohl er in die Livree von Attolias Dienern gekleidet war, war er verdeckt, von Ruß und Spinnweben bedeckt und damit viel zu schmutzig, um als unschuldiger Palastbewohner durchzugehen, der von dem ganzen Aufruhr geweckt worden war. Nicht, dass überhaupt Aufruhr geherrscht hätte. Es war eine sehr stille Jagd, die sich durch die Gänge des Palasts der Königin von Attolia bewegte: Ihre Gardisten schlichen in der Hoffnung, ihn zu überumpeln, leise umher, und er schlich in der Hoffnung, ihnen zu entkommen, noch leiser. Das Katz-und-Maus-Spiel wurde immer hektischer, da hinter jeder Ecke Soldaten lauerten. Sie waren in jedem Raum, den er durchqueren musste, bis sie ihn am Ende im Laufschrift verfolgten; ihre Stiefel polterten über den nackten Fußboden, während er das Schloss einer Tür aufbrach, die auf die Umfassungsmauer eines der Palasthöfe hinausführte.

Sie waren ihm noch immer auf den Fersen, als er die Mauerkrone entlangeilte, doch sie gingen nun langsamer. Die Fallhöhe war sowohl auf der Hofseite als auch zur umlaufenden Straße hin tödlich. Ein weiterer Trupp der Gardisten der Königin tauchte jenseits der Mauerecke vor dem Dieb auf. Die beiden Trupps rechneten fest damit, ihn in die Zange nehmen zu können. Der Dieb konnte sich nur zu gut vorstellen, was ihm zustoßen würde, wenn er gefangen genommen wurde, und als er die Ecke erreichte, wurde er nicht langsamer, wie die Wachen erwartet hatten, und kehrte auch nicht um. Er trat auf die Kante der Mauerkrone und stürzte sich hinab in die schwarze Nachtluft.

Die Gardisten erreichten die Mauerkante zu spät. Sie legten sich mit dem Bauch auf die breiten Steine, um die steil abfallenden Mauern hinab bis zum Straßenpflaster zu blicken. Eingedenk ihres ausdrücklichen Befehls, den Dieb lebend zu fangen, hielten sie in den sich überschneidenden Schatten, die das Licht der an den Palastwänden hängenden Laternen warf, nach seinem zerschmetterten Körper Ausschau. Die Schatten erschwerten es, etwas zu sehen, und so brauchten sie eine Weile, bis ihnen aufging, dass dort unten kein Leichnam lag.

Am Ende wies ein Gardist auf die Dächer jenseits der breiten Straße, die um den Palast herumführte. Der Dieb war gerade stolpernd wieder auf die Beine gekommen und lief so schnell er konnte einen Dachfirst entlang. Er ließ sich auf ein niedrigeres Dach fallen und war außer Sicht, bis sie einen Blick darauf erhaschten, wie er sich von diesem Dach in die Gasse dahinter hinabließ. Ein Wachsoldat des Trupps fluchte, halb enttäuscht, halb bewundernd.

»Habt ihr gesehen, wohin er sich gewandt hat?«, fragte eine kalte Stimme hinter ihnen, und die Soldaten nahmen Haltung an, während ihr Leutnant antwortete: »In ein Gässchen, Euer Majestät.«

»Schießt mit den Armbrüsten hinein. Die Wachen am Boden sollten hören, wohin die Bolzen fallen.«

Die Königin wandte sich ab und schritt die Mauer entlang zu einer Tür, die in den Palast führte. Sie hatte den Dieb im Palast fangen wollen. Im letzten Jahr hatte sie vier Mal davon erfahren, dass er in einer ihrer Festungen herumgeschlichen war; einmal hatte er einen Raum nur Augenblicke, bevor sie eingetreten war, verlassen und war, wie sie vermutete, sogar einmal durch ihr Schlafzimmer gehuscht, als sie geschlafen hatte. Er war bei seinem letzten Besuch nur knapp entkommen, und sie

wusste, dass ihm das nicht noch einmal gelingen würde. Dennoch ärgerte es sie, dass er nicht innerhalb der Palastmauern gefasst worden war.

In der engen Gasse hörte der Dieb die Armbrustbolzen hinter sich niedergehen und nicht weit entfernt zur Antwort einen Ruf ertönen. Er gab es auf, sich lautlos zu bewegen, und rannte durch die verschlungenen Straßen, so schnell er nur konnte. Bei dem Sturz von der Palastmauer war ihm übel geworden, und obwohl er sich abgerollt hatte, hatte der Aufprall ihn durchgerüttelt. Seine Hände brannten, die Schultern schmerzten. Noch bevor das Gefühl der Leere aus seiner Brust wich, wurde es von Seitenstichen abgelöst, während er weiterrannte; er schwitzte in der warmen Nacht.

Die engen Gassen hatten so viele Windungen und Kreuzungen, dass seine Verfolger ihn nicht im Blick behalten oder über den Lärm hinweg, den sie selbst verursachten, seine Schritte hören konnten, aber hinter jeder Ecke schienen weitere Soldaten zu lauern, und kaum war der Dieb außer Sicht, wurde er schon wieder entdeckt. Er atmete schwer, als er endlich eine gerade Straße erreichte. Er bog in sie ab und rannte los. Er konnte Hunde bellen hören und vermutete, dass es nicht die Stadthunde waren, die schon bellten, seit das Geschrei begonnen hatte, sondern die Palasthunde, die losgelassen worden waren, um ihn zu jagen.

Die Straße, auf der er sich befand, endete an der Stadtmauer jäh in einer Sackgasse. Wie die Palastmauern waren auch die der Stadt neu, erst kurz vor dem Ende der Besatzung durch die Eroberer errichtet. Anders als die abgeschrägten Mauern älterer Städte ragten sie senkrecht bis zum Wehrgang auf. Er konnte nicht hoffen, sie emporzuklettern, aber an ihrem Fuße, wo die

enge Straße auf einen Graben stieß, der den schweren Winterregen ableitete, befand sich der Einstieg in eine Abwasserleitung, die unter den Stadtmauern hindurchführte. Auf halbem Weg hätte sich darin ein eisernes Gitter befinden sollen, wie in den anderen Abwasserkanälen, aber dieses hier war herausgebrochen. Es war vor mehreren Jahren einmal repariert worden, und der Dieb hatte drei lange Nächte damit verbracht, die neuen Gitterstäbe durchzufeilen, um diesen Privateingang in die Stadt wieder zu öffnen.

Der Abwasserkanal war nicht breit. Auf dem Weg in die Stadt hatte der Dieb sich am Vorabend langsam auf Händen und Zehenspitzen vorangeschoben und gut achtgegeben, sich nicht die Kleider schmutzig zu machen. Er hatte sich die schlammbedeckten Hände am öffentlichen Brunnen gewaschen, sich die Stiefelspitzen abgewischt und war dann losgezogen, um sich etwas zum Abendessen zu kaufen.

Nun, da die Palasthunde ihm auf den Fersen waren, rannte er auf die Mauer zu, ohne langsamer zu werden, und stürzte sich kopfüber in den Tunneleingang; die ersten paar Fuß glitt er auf dem Schlamm und Schlick in den Abwasserkanal hinein. Er konnte hören, dass Leute hinter ihm herrannten; Hunde bellten. Als er das Eisengitter erreichte, das auf halber Strecke im Tunnel im Schlamm lag, kroch er darüber hinweg und drehte sich dann um, um es aufzurichten. Als er hörte, wie es die Wände streifte, riss er kräftig daran und hoffte, dass das Gewicht der Hunde es weiter festklemmen würde, wenn sie sich dagegendrängten, statt es wieder umstürzen zu lassen.

Nachdem er die restliche Strecke durch den Abwasserkanal gekrochen war, schleppte er sich am Rande eines Olivenhains unter der Stadtmauer hervor. Der Morgen würde erst in einigen Stunden dämmern, und da kein Mond den Himmel erhellte,

konnte er kaum die Hand vor Augen erkennen, aber er musste nichts sehen, um zu wissen, wo er war. Die Olivenbäume vor ihm waren in ordentlichen Reihen gepflanzt. Wenn er dazwischen hangabwärts ging, würde er den Fluss unterhalb des Olivenhains erreichen. Sobald er sich im Wasser befand, konnte er sich an der Rinde eines der Bäume an seinem Ufer wieder daraus hervorziehen. So würde er die Hunde abhängen und sich weiter von der Stadt entfernen, bevor die Morgendämmerung ihn sichtbar werden ließ.

Das nächste Stadttor lag ein gutes Stück entfernt zu seiner Rechten. Nadelstichgleiche Lichtstrahlen, die davon ausgingen, entstammten den Laternen weiterer Verfolger. Der Dieb stand auf und rannte im Vertrauen auf seine Ortskenntnisse und die Ordnung der Bäume einfach los. Die Bäume huschten wie Schatten vor dem Schwarz der Nacht an ihm vorbei, während er bergab lief, immer schneller wurde und die Füße sorgfältig setzte, um nicht an einer Wurzel hängen zu bleiben. Er dachte nur an den Fluss, als plötzlich ohne Vorwarnung ein Schatten vor ihm auftauchte und er mit dem Gesicht voran gegen eine Wand rannte. Als er schwer zu Boden stürzte, war ihm vague bewusst, dass seine Füße auf nichts getroffen waren – nur sein Kopf.

Der Schmerz war überwältigend, und er lag auf dem Rücken und rang darum, an den Lichtern vorbeizusehen, die vor seinen Augen aufblitzten. Er klammerte sich an das dürre Gras des Olivenhains, wälzte sich auf den Bauch, stemmte sich auf die Knie und musste an sich halten, um sich nicht zu übergeben. Er kroch zu einem nahen Olivenbaum, indem er den Wurzeln über den festen Boden folgte, stützte sich daran ab und kam auf die Beine. Die Nacht, die schon zuvor dunkel gewesen war, war nun undurchdringlich schwarz. Einen Arm noch

immer um den Baum gelegt, schwenkte er eine Hand zögernd durch die Dunkelheit, bis er spürte, dass sie auf etwas Festes traf. Es war, wie ihm langsam bewusst wurde, ein Brett, das von einem Baum zum anderen verlief. Er drückte dagegen. Es war genau auf Höhe seines Kopfes festgenagelt; eine Steinmauer hätte auch nicht wirksamer sein können.

Er fragte sich, warum es dort war, als er jemanden weiter oben am Hang etwas rufen hörte. Ihm glückten nur einige stolpernde Schritte vom Baum fort – er wusste noch nicht einmal, in welche Richtung –, bevor der erste Hund ihn erreichte. Er sprang ihm auf den Rücken, und ein weiterer Hund prallte gegen seine Kniekehlen. Er wurde zurück ins Gras geworfen und spürte den trockenen, harten Boden darunter. Er rollte sich eng zusammen und hoffte, dass die Hundeführer erscheinen würden, bevor die Tiere ihn in Stücke rissen.

Die Königin von Attolia wartete an der Stadtmauer, lauschte dem Triumphgeschrei ihrer Männer und dem Bellen der Hunde. Sie war zu Pferde, und als man den Dieb vor sie brachte – zwei Wachen trugen ihn halb –, musste er den Kopf zurücklehnen, um sie anzusehen. Die Haut zwischen seinen Augenbrauen war aufgeplatzt, und ein paar Blutstropfen sickerten aus der Wunde hervor. Blut strömte ihm aus der Nase über die Lippen und das Kinn, um von dort in schweren Tropfen herabzufallen, die sich mit dem Schlamm auf seiner Tunika vermischten.

»Es freut mich sehr, Euch wiederzusehen, Eugenides«, sagte die Königin.

»Es ist mir stets ein Vergnügen, Euch zu sehen, Euer Majestät«, erwiderte er, wandte aber langsam den Blick ab und schloss die Augen, als ob das Licht der Fackeln um sie herum zu stark für ihn war.



»Teleus«, sagte Attolia zum Hauptmann ihrer Leibgarde, »sorgt dafür, dass unser Gast sehr sorgsam eingeschlossen wird.« Sie wendete ihr Pferd und ritt zum Tor zurück und durch die Stadt in ihren Palast. In ihren Privatgemächern warteten ihre Kammerfrauen, um sie zu entkleiden und ihr das lange Haar zu kämmen. Als sie fertig waren, entließ sie sie und saß einen Augenblick am Kamin. Es war Sommer, und die Feuerstelle war leer. Hinter sich hörte sie eine Frauenstimme.

»Du hast ihn gefangen.«

»Oh ja«, sagte die Königin, ohne den Kopf zu wenden. »Ich habe ihn gefangen.«

»Sei vorsichtig«, sagte die andere. »Beleidige die Götter nicht.«

Die Zelle, zwischen deren steinernen Wänden die Gardisten den Dieb zurückließen, lag unter dem Palast am Ende eines Ganges, der vom Fuße einer engen Treppe ausging. Sobald Eugenides allein war, ließ er sich so sacht wie möglich auf alle viere sinken und hob sofort angeekelt eine Hand. Der Boden war nass. Er wandte den Kopf, um sich in der Zelle umzusehen. Das schwache Licht, das durch ein vergittertes Fenster in der Tür hinter ihm fiel, spiegelte sich unterschiedslos auf dem gesamten Steinboden wider. Der ganze Boden war nass.

Es war ein Fehler gewesen, den Kopf zu wenden. Der Dieb kroch in eine Ecke und würgte, bis er das, was von seinem Abendessen noch übrig war, von sich gegeben hatte. Dann schleppte er sich in die gegenüberliegende Ecke der Zelle und legte sich auf die feuchten Steine. Er betete zum Gott der Diebe. Er erhielt keine Antwort und schlief ein.

## Kapitel 2



Tage vergingen, bevor die Nachricht von der Verhaftung die Hochtäler der Hephestischen Berge erreichte. Ein Mann aus einer Schenke überholte alle anderen Zuträger und erreichte den Palast der Königin von Eddis genau in dem Augenblick, als ihr Hofstaat sich im Zeremoniensaal zum Abendessen versammelte. Die Königin stand im Gespräch mit mehreren ihrer Minister beisammen. Hinter ihr befand sich der kunstvolle Zeremonienthron. Vor ihr stand goldenes Geschirr und neben ihrem Teller der Becher aus getriebenem Gold, aus dem die Könige und Königinnen von Eddis seit Jahrhunderten tranken.

Als die Königin ihren Platz am Tisch einnahm und die Mitglieder des Königshauses es ihr – gefolgt von den im Palast lebenden Baronen und verschiedenen Botschaftern – gleichtaten, eilte einer ihrer Gardisten durch den Saal und trat hinter ihren Stuhl. Die Höflinge beobachteten, wie er sich zu ihr beugte, um leise mit ihr zu sprechen. Die Königin lauschte reglos, abgesehen davon, dass sie die lange Tafel hinab ihrem Onkel, der zugleich ihr Kriegsminister war, einen Blick zuwarf. Sie antwortete dem Soldaten und entließ ihn; dann wandte sie sich wieder dem Tisch zu.

»Wenn meine Minister so freundlich wären, mir zu folgen? Ich bin sicher, wir sind bald zurück. Ihr anderen genießt bitte Euer Mahl«, verkündete sie ruhig. Dann stand sie auf

und durchquerte den Raum mit entschlossenen Schritten, die schlecht zu ihrer prunkvollen Garderobe passten. Sie ging zu einer schmalen Tür, die in einen kleineren Thronsaal führte: ins ursprüngliche Megaron der Festung ihrer Vorfahren. Ihre Minister scharten sich um sie und folgten ihr die drei flachen Stufen hinab und über den bemalten Boden zur Estrade. Der frühere Thronsaal von Eddis war kleiner und der eigentliche Thron schlichter als der Zeremonienthron im großen Saal. Der alte Thron war aus Stein gehauen und mit bestickten Kissen gepolstert; er wirkte recht reizlos. Eddis, die selbst reizlos war, zog ihn der vergoldeten Pracht des neuen Throns vor. Sie regierte ihr Land vom kleinen Thronsaal aus und sparte sich den Prunk der größeren Halle für Bankette auf.

Sie zog sich ungeduldig die langen Röcke zurecht und ließ sich nieder. »Eugenides ist in Attolia festgenommen worden«, sagte sie zu ihren Ministern. »Ein Händler ist mit der Nachricht aus der Hauptstadt gekommen. Ich habe dem Gardisten befohlen, ihn herzubringen.« Sie vermied es bei diesen Worten, ihren Kriegsminister anzusehen. Ihre Ratgeber tauschten besorgte Blicke, warteten aber geduldig, ohne etwas zu sagen.

Eddis' Leibwächter behielten den Attolier gut im Auge, als sie ihn hereinführten, nur für den Fall, dass er weniger harmlos war, als er wirkte, aber er stand nur vor dem Thron und fingerte nervös an seinem Hemdkragen herum. Er hatte eine schlechte Nachricht gebracht, das wusste er. Obwohl er in der Hoffnung auf gute Bezahlung von so weit her gekommen war, um sie zu übermitteln, fürchtete er sich nun vor dem Empfang, der ihm zuteilwerden würde.

»Was weißt du über die Verhaftung meines Diebs?«, fragte die Königin, und der Händler räusperte sich ein paar Mal, bevor er sprach.

»Man hat ihn im Palast gefunden und durch die Stadt gejagt. Er war schon außerhalb der Stadtmauern, als man ihn fasste.«

»Man hat ihn außerhalb der Stadt festgenommen? Ist er verletzt?«

»Sie haben Hunde auf ihn gehetzt, Euer Majestät.«

»Ich verstehe«, sagte die Königin, und der Händler trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. »Und woher weißt du, dass es mein Dieb war?«

»Das haben die Gardisten in der Schenke behauptet. Wir haben alle gesehen, wie er festgenommen wurde – nun, zumindest haben meine Frau und ich es gesehen –, aber es war mitten in der Nacht, und wir wussten nicht, wer es war, aber am nächsten Tag haben die Soldaten in der Schenke geredet. Sie sagten, die Königin hätte den Dieb von Eddis festnehmen lassen, und ...« Dem Händler versagte die Stimme; er brachte nur noch ein verlegenes Räuspern heraus.

»Weiter«, sagte die Königin leise und rang darum, nicht bedrohlich zu wirken, obwohl sie ihn gern geschüttelt hätte, bis ihm die Zähne klapperten.

»Es heißt, dass sie es ihn büßen lassen will, dass er sie verhöhnt hat, indem er Gegenstände im Palast zurückgelassen hat, um ihr zu zeigen, dass er da war.«

Die Königin schloss die Augen und öffnete sie langsam wieder. Nun hätte sie gern Eugenides geschüttelt, bis ihm die Zähne klapperten.

Sie sagte: »Du bist eine lange Strecke binnen kurzer Zeit gereist.«

»Ja, Euer Majestät.«

»Ohne Zweifel in der Hoffnung, dafür entlohnt zu werden.«

Der Händler schwieg. Er hatte sein Pferd zuschanden geritten, war zu Fuß einen schmalen Bergsteig hinaufgeklettert und

hatte sich bei jedem Schritt beeilt, um der Erste zu sein, der Eddis mit der Nachricht erreichte.

»Gebt ihm eine Silbermünze von doppeltem Gewicht«, sagte die Königin an den Leutnant ihrer Garde gewandt, »und gebt ihm zu essen, bevor er nach Hause zurückkehrt. Gebt jedem anderen, der die Nachricht heute noch bringt, einen Silbergreifen«, fügte sie hinzu, »und ich will mit jedem sprechen, der neuere Nachrichten bringt.«

Als der Händler fort war, saß sie stirnrunzelnd da und starrte ins Leere. Ihre Minister warteten ab, solange sie nachdachte.

»Es war nicht recht von mir, ihn dorthin zu schicken«, sagte sie schließlich. Dieses Bekenntnis war ihr einziges Zugeständnis an das Entsetzen, das sie über ihren Fehler empfand. Eugenides hatte angedeutet, dass das Risiko größer sein würde, wenn er so kurz nach seinem letzten Besuch nach Attolia zurückkehrte. Sie hatte nicht auf ihn gehört. Sie hatte Informationen benötigt, die nur er ihr beschaffen konnte, und der Dieb hatte bisher seine Gegner stets so mühelos überlistet, dass Eddis geglaubt hatte, es würde ihm wieder gelingen. Sie hatte ihn ausgeschiedt, und er hatte nicht gezögert, aufzubrechen. Sie wandte sich ihrem Kriegsminister zu. Es war sein Sohn, der für ihre Fehleinschätzung sterben würde.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Sie wird kein Lösegeld annehmen.«

Mit einem kleinen Kopfschütteln pflichtete Eugenides' Vater ihr bei.

Eddis fuhr fort: »Er ist zu wertvoll für uns und könnte ihr viel zu gefährlich werden, wenn sie ihn gehen ließe. Sie wird sich nicht bemüßigt fühlen, in aller Eile etwas zu unternehmen, und wenn er sie verhöhnt und sie vor ihrem Hof das Gesicht verloren hat, dann ... wird das, was sie am Ende zu tun be-

schließt, unerfreulich sein. Wir müssen abwarten«, erklärte sie.  
»Wir müssen sehen, was wir tun können.«

Eugenides lag in seiner Zelle. Als seine Kopfschmerzen ihn weckten, öffnete er kurz die Augen und schief dann wieder ein. Er hätte versuchen sollen, wach zu bleiben, aber es war ihm so gut wie gleichgültig. Manchmal glaubte er im tiefsten Schlaf zu hören, wie jemand seinen Namen rief, und kämpfte sich zurück ins Bewusstsein, nur um sich allein im Dunkeln wiederzufinden. Er wachte auf, als Essen und Wasser durch einen Schlitz unten in der Tür geschoben wurden, und kroch dann und wann über den Boden, um das abgestandene Wasser zu trinken. Dann wieder war die Mühe, die ihn das gekostet hätte, zu groß, und er verzichtete darauf.

Langsam hörten die Steine des Bodens auf, unter ihm zu wanken, und der blendende Schmerz ebte ab, so dass er mit ansatzweise weniger heftigen Kopfschmerzen zurückblieb. Von Zeit zu Zeit wurden wieder Essen und Wasser gebracht. Am Ende wurde die Tür seiner Zelle aufgeschlossen und geöffnet. Ihm wurde wieder übel, als er auf die Beine gezerrt wurde, aber er wusste nicht, ob das auf seine Kopfschmerzen oder auf seine Angst zurückzuführen war. Er stützte sich auf die Wachen und versuchte, seine in Fetzen hängenden Gedanken zu sammeln, als man ihn aus dem Kerker in den Palast der Königin hinaufführte.

Umgeben vom Prunk ihres Hofes hatte die Königin von Attolia sich die verhüllten Beleidigungen der eddischen Gesandtschaft angehört, die aus dem Bergland geschickt worden war, um über die Freilassung des Diebs zu verhandeln. Eddis hatte ihre Besten geschickt, und sie hatten gekonnt argumentiert. Attolia hatte

gelauscht und war unter ihrer gleichgültigen Miene immer zorniger geworden. Sie hatte keine offizielle Benachrichtigung an Eddis gesandt, dass Attolia ihren Dieb festhielt. Sie hatte nur abgewartet und überlegt, was nun aus ihm werden sollte, da sie zwar damit gerechnet hatte, dass Eddis irgendwelche Anstrengungen unternehmen würde, ihn zurückzuholen, nicht aber mit dieser Gesandtschaft, die vor ihrer Tür erschienen war, um ihr Drohungen ins Gesicht zu schleudern, so wie ein Mensch einen Hund reizen mochte.

Sie hatte nach der Ermordung ihres Vaters den Thron bestiegen, und ihr Land hatte unter ihrer Herrschaft nie völligen Frieden genossen. Ihre Armee war gut besoldet und deshalb loyal, aber ihre Schatzkammer war fast leer. Sie rechnete mit einer guten Ernte, um sie wieder zu füllen, und der Gesandte aus Eddis bedrohte diese Ernte. Natürlich hatte er zuerst ein Lösegeld angeboten, von dem er gewusst hatte, dass sie es nicht annehmen würde. Dann hatte er sie mehrmals höflich beleidigt und ihr schließlich mitgeteilt, dass die Schleusen des Hamiathes-Stausees geschlossen waren und das auch bleiben würden, bis der Dieb von Eddis nach Hause zurückgeschickt wurde. Die Wasser des Hamiathes-Stausees flossen in den Fluss Aractus und von dort in die Kanäle, die einen Teil der fruchtbarsten Gebiete ihres Landes bewässerten. Ohne das Wasser würden die Feldfrüchte in der Sommerhitze verdorren.

Sie hatte nach dem Dieb schicken lassen. Als Eugenides vor sie gebracht wurde, blinzelte er wie eine Eule, als sei er ein nachtaktives Tier, das aus seinem Bau ans Tageslicht gezerrt worden war. Die schwarz-gelb-grüne Prellung auf seiner Stirn war durch seine Haare zu sehen. Die Platzwunde in der Haut zwischen seinen Augenbrauen war verschorft, aber das getrocknete Blut klebte ihm noch im Gesicht, und die dunklen Ringe

unter seinen Augen waren schwärzer als die Prellung darüber. Der Schlamm auf seinen zerlumpten Kleidern war noch feucht.

»Der Gesandte Eurer Königin hat angeboten, Euch auszulösen, Dieb, aber ich habe abgelehnt.«

Eugenides war kaum überrascht.

»Ihr würdet ja doch nur zurück in meine Paläste geschlichen kommen und Zettelchen neben meinen Frühstückstellern hinterlassen. Ich habe dem Gesandten Eurer Königin mitgeteilt, dass ich kein Lösegeld, ganz gleich in welcher Höhe, für Euch annehmen würde. Wisst Ihr, was er gesagt hat?«

Eugenides konnte es nicht erraten.

»Er hat mir mitgeteilt, dass das Wasser des Aracthus nicht mehr fließen wird, bis Eure Königin Euch zurückhat. Sie hat das Schleusentor am Stausee in den Bergen schließen lassen, und meine gesamte Ernte oberhalb der Seperchia wird auf den Feldern verdorren, bis ich Euch nach Hause zurückschicke. Was haltet Ihr davon?«

Eugenides hielt es für einen sehr guten Plan, glaubte aber, dass ihm kein Erfolg beschieden sein würde.

Die Königin hatte vor Eugenides das Gesicht verloren, und das wusste ihr Hofstaat. Außerdem konnte sie sich kaum noch auf ein Lösegeld einlassen, das sie schon abgelehnt hatte. Sie musste damit rechnen, dass Eugenides – obwohl er ihr bisher keinen Schaden bis auf den zugefügt hatte, ihr etwas zu stehlen, von dem sie gar nicht gewusst hatte, dass sie es besaß – für sie zu der ernstesten Gefahr werden könnte, die er für Sounis darstellte. Attolia fuhr sich mit dem Zeigefinger sacht über die Unterlippe, während sie nachdachte.

Attolia hatte den Text einer Botschaft gesehen, die Eddis im Vorjahr an Sounis geschickt hatte, des Inhalts, dass kein Schloss an Fenstern oder Türen seines Palasts ihn retten würde, wenn



sie ihren Dieb wieder gegen ihn ausschicken musste. Sounis hatte sämtliche Machenschaften eingestellt, die dazu gedient hatten, Eddis' Herrschaft zu untergraben.

Attolia hegte den Verdacht, dass über ein Drittel ihrer eigenen Barone zuweilen Geld von Sounis angenommen hatte, um Aufstände zu finanzieren. Sie wünschte, sie hätte ein Werkzeug wie Eugenides gehabt und gegen ihn einsetzen können, aber einen Dieb der Königin gab es traditionell nur in Eddis. Verbittert gestand Attolia sich ein, dass ein attolischer Dieb – wenn es ihn denn gegeben hätte – ihr wahrscheinlich keine Hilfe gewesen wäre, sondern nur eine zusätzliche Bedrohung dargestellt hätte.

Sie wusste, dass die Wände ihres eigenen Palastes für Eugenides so durchlässig waren wie die des Megarons von Sounis, und sie glaubte nicht, dass sie ihn ein zweites Mal würde festnehmen können, wenn sie ihn nun gehen ließ. Es kam nicht infrage, ihn davonkommen zu lassen. Sie hatte gehört, dass es ihm widerstrebt, Menschen zu töten, aber ganz wie Sounis konnte sie nicht recht glauben, dass ein kindisches Zurückscheuen vor Blutvergießen ihn davon abhalten würde, den Befehlen seiner Königin zu gehorchen. Er hatte schon unter Beweis gestellt, dass er äußerst loyal war.

Sie trat von der Estrade herab, um sich vor Eugenides aufzubauen. Er sah nicht aus, als ob er sich viele Gedanken um sein mögliches Schicksal machte, sondern schien sich mehr für das Muster der goldenen Einlegearbeiten in den Marmorfliesen zu seinen Füßen zu interessieren. Sie wartete, und er hob langsam den Kopf. Er war nicht unbesorgt. Er hatte Angst davor zu sterben, und noch mehr vor dem, was ihm widerfahren mochte, bevor er starb, aber die Kopfschmerzen erschwerten es ihm, sich

etwas einfallen zu lassen, was er hätte sagen können, um sich zu retten.

Er sah sie an und neigte den Kopf erstaunt ein klein wenig zur Seite. Er hatte wie immer vergessen, wie schön sie war. Das Stirnband aus Gold und Rubinen, das sie unmittelbar oberhalb der dunklen Augenbrauen trug, hielt ihr das Haar aus dem Gesicht. Ihre Haut war makellos und so hell, dass sie durchscheinend wirkte. Sie kleidete sich immer in Nachahmung Hephestias, aber es fiel einem leichter, sich die unpersönliche Grausamkeit der Großen Göttin vorzustellen, als Grausamkeit auf dem Gesicht der Königin von Attolia wahrzunehmen. Eugenides blickte sie an und lächelte.

Attolia sah sein Lächeln, in dem kein Hauch von Unterwürfigkeit, Schmeichelei oder Opportunismus lag, ein Lächeln, das ganz anders als das irgendeines Mitglieds ihres Hofstaats war, und schlug ihm mit der offenen Hand ins Gesicht. Sein Kopf wackelte auf den Schultern. Kein Laut entfuhr ihm, aber er brach in die Knie und kämpfte gegen die Übelkeit an.

»Euer Majestät«, sagte der eddisische Gesandte scharf, und die Königin wirbelte zu ihm herum. »Beleidigt die Götter nicht«, mahnte er sie.

Attolia wandte sich wieder Eugenides und seinen Wachen zu. »Hängt ihn auf«, sagte sie. »Bringt ihn jetzt hinaus und hängt ihn auf. Schickt seinen Leichnam nach Eddis zurück, dann werden wir ja sehen, ob der Aractus wieder fließt.« Sie stolzierte zu ihrem Thron zurück und wandte sich von dort aus an die Eddisier: »Vergesst nicht, dass Eure Götter nicht die meinen sind. Und das werden sie auch nie sein.«

Sie saß auf dem Thron und sah zu, wie Eugenides von den Wachen auf die Füße gezerrt wurde. Er hatte die Hände vors Gesicht geschlagen; die dunklen Haare fielen ihm darüber.

Neben ihr regte sich der Gesandte aus dem Meder-Reich und zog so ihre Aufmerksamkeit auf sich.

»Ich weiß nicht, was Eddis zu erreichen geglaubt hat«, sagte Attolia. »Sie kann wohl kaum einen Fluss für immer aufhalten.«

»Aber lang genug«, bemerkte der Meder, »um ihrem Dieb einen vergleichsweise leichten Tod zu sichern?«

Attolia wandte sich zu ihm um und sah dann nachdenklich wieder Eugenides an.

»Diese Königin von Eddis ist sehr schlau«, sagte der Meder leise und beugte sich näher heran. »Sie weiß, wie einige Eurer anderen Gefangenen gestorben sind. Wollt Ihr ihren Dieb wirklich so schnell davonkommen lassen?«

»Halt«, sagte sie, und die Wachen gehorchten. Eugenides hing von ihren Armen. Er setzte vorsichtig die Füße auf den Boden und straffte sich, während die Königin nachdachte.

Ganz gleich, was die Herrscher der Nachbarreiche auch annehmen mochten, sie fällt nur sehr selten übereilte Entscheidungen, und sie neigte nicht zu grundloser Gewalt. Wenn sie Verräter hinrichtete, indem sie sie kopfüber an der Stadtmauer aufhängen ließ, bis sie tot waren, so geschah das nur, weil sie sich den Luxus nicht leisten konnte, sie heimlich zu köpfen, wie Sounis es bevorzugte. Alles, was sie tat, musste auf seine Wirkung hin berechnet sein, und sie hatte vorgehabt, gründlich zu überlegen, bevor sie eine angemessene Strafe für Eugenides festsetzte, etwas, das den widerspenstigen Mitgliedern ihrer Aristokratie als mahnendes Beispiel dienen und zugleich ihren innigen, langgehegten Hass auf die Königin von Eddis und ihren Dieb befriedigen würde. Es widerstrebt ihr, dass Eddis sie so kurzfristig zu einer Entscheidung zwang, und sie wusste, dass der Meder recht hatte: Die Beleidigungen des eddisischen Ge-

sandten hatten nur dazu gedient, ihren Zorn zu schüren. Er hatte wirklich gekonnt argumentiert.

Attolia schätzte den neuen Gesandten aus dem Meder-Reich nicht sonderlich. Seine ölige Art, Komplimente zu machen und wortreich wenig zu sagen, lag ihr nicht, aber an dem Hof, von dem er stammte, entsprach sie der vorgeschriebenen Etikette, und er war gewiss scharfsinnig und hatte in diesem Fall durchaus recht.

Die Wasser des Aractus würden früher oder später den Stausee überlaufen lassen und die Hauptstadt von Eddis überfluten, wenn die Schleusen im Damm geschlossen blieben. Für Attolia war der Tod des Diebs die verlorene Ernte eines Jahres durchaus wert, aber sein Tod war das Geringste, was Attolia erreichen konnte, und das Beste, worauf Eddis hoffen konnte. Es gab keinen Grund, Eddis' Hoffnungen zu erfüllen; Attolia hatte vielmehr vor, sie zunichtezumachen.

»Bringt ihn her«, sagte sie, und die Wachen führten Eugenides gehorsam zurück zum Fuße des Throns. Attolia beugte sich auf dem Stuhl vor, um ihn anzusehen. Er schluckte krampfhaft, begegnete aber ihrem Blick, ohne zurückzuzucken, sogar, als sie ihm die Hand ums Kinn legte.

»Das war übereilt von mir«, sagte sie. Sie fuhr fort, Eugenides ins Gesicht zu starren, sprach aber mit den Wachen. »Bringt ihn in seine Zelle zurück und lasst ihn warten. Ich glaube«, sagte sie langsam, »ich denke noch ein wenig nach, bevor ich beschließe, was ich am besten mit Euch anfangen.«

Eugenides sah sie ausdruckslos an. Er wandte den Kopf, um sie über die Schulter weiter anzustarren, als er abgeführt wurde. Sie fragte sich, ob er ahnte, an welche Strafe sie dachte. *Sollen die Eddisier doch ruhig etwas davon faseln, dass ich die Götter beleidigen könnte*, dachte Attolia und lehnte sich auf ihrem Thron

zurück. Es waren nicht ihre Götter, und sie würde sie nicht anbeten.

»Schade um das Lösegeld«, sagte sie.

»Es war doch gewiss keine bedeutende Summe?«, erwiderte der Meder neben ihr.

»Vielleicht nicht in den Augen Eures Kaisers«, sagte Attolia. »Hier, an dieser Küste des Mittleren Meeres, wo wir weniger wohlhabend sind, könnte ich mit einer solchen Summe durchaus etwas anfangen.«

»Dann nehmt sie bitte als Geschenk von meinem Kaiser an«, sagte der Meder, wie Attolia es erhofft hatte.

»Ihr scherzt wohl?«, fragte sie den Meder.

»Keineswegs«, entgegnete er. »Nichts würde meinem Herrn dem Kaiser besser gefallen, als eine so liebreizende Herrscherin wie Euch unterstützen zu können.« Er verneigte sich gekünstelt, und Attolia lächelte äußerst zufrieden.

## Kapitel 3



Eugenides stand in seiner Zelle, die Schultern an die feuchte Wand gelehnt. Wenn er den Kopf an den Steinen abstützte, schmerzte seine Stirn noch mehr, und so ließ er den Kopf auf die Brust hängen. Er wollte nicht wieder einschlafen. Er malte sich aus, wie sein Großvater an den Toren des Jenseits auf ihn wartete, und er wollte ihm nicht sagen müssen, dass er die letzten paar Stunden, die ihm vergönnt gewesen waren, dösend verbracht hatte. Der alte Mann würde sich von gespielmtem Gleichmut nicht beeindrucken lassen.

Sein gesamtes Handwerkszeug steckte noch in den Taschen seiner Kleider, aber nichts davon nützte ihm etwas. Kein Teil des Schließmechanismus der Tür war zugänglich. Eugenides hatte nachgesehen.

Er riss sich von der Wand los und wankte daran entlang. Er war aus dem Gleichgewicht und ließ die rechte Hand an der Wand ruhen, um sich abzustützen; er spürte die kalten Steine unter den Fingerspitzen. Sein Handballen wies eine Schramme auf. Die Schmerzen, die diese Wunde verursachte, lenkten ihn von den schlimmeren im Kopf ab, und von den unzähligen Rissen dort, wo die Hunde ihn mit den Zähnen gepackt hatten.

Er ging in der Zelle im Kreis. Es gab kein Außenfenster, dessen Gitterstäbe er hätte durchfeilen können. Das einzige Licht

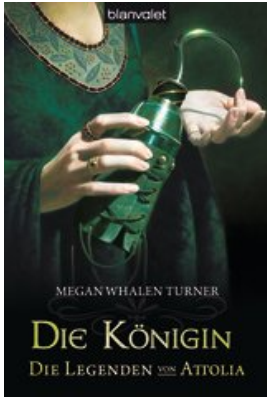
fiel durch die enge Öffnung in der Tür. Es waren weder lockere Steine noch wundersame Geheimgänge vorhanden, und die Tür blieb unentrinnbar verschlossen.

Stumm rief er den Gott der Diebe an, aber er wusste noch nicht einmal, worum er beten sollte. Darum, schnell zu sterben? Es schien zu viel zu sein, darum zu bitten, Attolia gänzlich entkommen zu können. Am Ende betete er um Hilfe, jegliche Hilfe, und überließ dem Gott die Entscheidung, was das Beste war.

Jemand schob ein Tablett mit Essen durch den Schlitz am unteren Ende der Zellentür. Eugenides stolperte zum oberen Teil der Tür und sah zu dem Gefängniswärter hinaus.

»Ich habe gehört, sie wollte dich hängen lassen und hat es sich anders überlegt«, sagte der Wärter. »Aber mach dir keine Sorgen, Junge, so etwas verändert sie nie zum Besseren.« Er lachte und schlug mit dem Knüppel gegen die Gitterstäbe des Fensters. Eugenides riss die Finger zurück. »Lass dir das Essen schmecken, vielleicht ist es dein letztes«, riet ihm der Mann, als er sich zum Gehen wandte.

Eugenides setzte sich hin, um die wässrige Suppe zu trinken, legte aber den harten Brotkanten neben die Schüssel. Er ließ sich das Essen nicht schmecken, aber flau, wie ihm war, wusste er es wahrscheinlich mehr zu schätzen als jeder andere Gefangene in den Zellen der Königin. Nachdem er sich nun einmal hingesetzt hatte, fehlte ihm die Kraft, wieder aufzustehen. Sein Kopf tat fürchterlich weh. Er konnte ihn weder an die Wand hinter sich lehnen, noch auf die Knie stützen, die er an die Brust gezogen hatte. Am Ende legte er sich widerstrebend hin und bettete den Kopf auf die Arme; die Dunkelheit schloss sich abermals um ihn. Sein Großvater würde ihn mit Hohn wie mit Kohlen überschütten.



Megan Whalen Turner

**Die Legenden von Attolia 2**

Die Königin

eBook

ISBN: 978-3-641-10779-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2013

Seine einzige Hoffnung, jemals wieder das Licht des Tages zu erblicken, besteht darin, erneut zum Dieb zu werden. Gen soll für den König einen von den Göttern gesegneten Stein stehlen. Widerwillig stimmt er zu.